



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Friedrich Vischer.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Baden, Durlach, Pforzheim, Ettlingen, die Schlösser und Gebiete Mühlberg, Grözingen, Steinbach, die jetzt württembergischen Orte Backnang, Besigheim, Altensteig und verschiedene Pfandschaften. Unter ihm tritt auch die erste Ländertheilung ein; sein jüngerer Bruder, Heinrich, stiftet die nach der Burg Hachberg (später Hochberg) im Breisgau genannte Nebenlinie; von dieser sondert sich dann später noch die Linie Sausenberg. Beide Linien starben aus, und ihre Lande fielen wieder dem Hauptstamme des Hauses zu. Hermann V. starb im Jahre 1243, und über seinem Grabe führte seine Witwe das Cisterzienserkloster Sichtenthal auf, das ebenfalls keinem Besucher von Baden-Baden unbekannt ist.

(Schluß folgt.)



Friedrich Vischer.



Als Friedrich Theodor Vischer wenige Wochen nach seinem von der ganzen Nation gefeierten achtzigsten Geburtstage in Gmunden zur schmerzlichen Überraschung der gebildeten Welt schnell verschied, da stand das Bild seines persönlichen Charakters viel größer und klarer vor unsern Augen, als sein System der Ästhetik. Bei seinem Tode waren die Grundlagen dieser jetzt noch in den Anfängen stehenden Wissenschaft, um deren Ansehen und Vertiefung Vischer sich die meisten Verdienste erworben hatte, schwankender als jemals. Er selbst hatte schon vor einem Jahrzehnt sein eignes Gebäude Hegelscher Dialektik als ein Kartenhäus umgeworfen, und er starb, ohne seinen Plan, das Jugendwerk umgearbeitet neu herauszugeben, durchgeführt zu haben. Wenn man demnach auch von Vischer immerdar als vom Ästhetiker sprechen wird, so ist doch damit sein Charakterbild noch lange nicht erschöpft. Vischer war auch ein Dichter, sein Roman „Auch Einer“ wird manchen Roman Spielhagens oder Auerbachs überleben; er war ein Humorist als der biedere „Schartenmaier,“ ein genialer Satiriker als der Verfasser des dritten Teils der Tragödie „Faust“, ein Lyriker in seinen „Lyrischen Gängen.“ Er war, und dies nicht zum wenigsten, ein leidenschaftlich für die Bildung der deutschen Einheit entflammter Politiker, auch er hatte 1848 seinen Platz an der Seite Uhlands in der Paulskirche gefunden, auch er mußte wie mancher andre deutsche Mann das Brot der Verbannung essen, und doch konnte er vom „Laster des politischen Schriftstellers“ bis in seine hohen Lebensjahre nicht lassen. Vischer hatte auch ein

offenes, satirisch scharfes Auge für die Kleinigkeiten des Alltagslebens, für das „untere Stockwerk“: er hehelte die geschmacklosen Frauenkleidermoden vom Reifrock bis zum Pariser Hinterpolster grobianisch durch; er schrieb gegen die Bierpantseherei, wenn auch nicht aus derselben rein sittlichen Entrüstung wie Thering gegen den Trinkgelderunfug. Kurz und gut: Friedrich Vischer war nicht bloß ein systematischer Philosoph, nicht bloß Ästhetiker und Litterarhistoriker, sondern einer der glänzendsten Schriftsteller Deutschlands im gegenwärtigen Jahrhundert. Sein mächtiges Naturell war nicht allein für das enge Dasein des Stubengelehrten geschaffen, sein Sinn war für die ganze Mannigfaltigkeit deutschen Lebens empfänglich und seine Leidenschaft ließ ihn nicht ruhen, er mußte überall, wo er sich mitzureden berufen fühlte, sein Wort hören lassen. Und wie schön, wie reich, von welcher sinnlichen Kraft und Bildung war sein Wort! Wir zählen Vischers Prosa wie die Fallmerayers, Hebbels, Schopenhauers zu der schönsten und markigsten der deutschen Sprache. Von all den Originalschriftstellern war er aber der beweglichste, der gesündeste und zweifellos auch der liebenswürdigste Mensch.

Die Lebensgeschichte eines solchen Mannes, der in seinem Geistesgange vorbildlich alle wissenschaftlichen und politischen Wandlungen der Nation seiner Zeit miterlebte, ist daher von allgemeinem geschichtlichen Werte. Noch mangelt es an einer Biographie Vischers; sein Sohn, der Kunsthistoriker Robert Vischer, soll sich mit der Abfassung einer solchen und mit der Ordnung des litterarischen Nachlasses des Vaters beschäftigen. Inzwischen hat man Ursache, jeden Beitrag zur Kenntnis des Lebens und Charakters des großen Schriftstellers mit Dank hinzunehmen. Viel des Neuen können uns allerdings nachgelassene Briefe und Schriften eines Mannes wie Vischer nicht bieten. Wenn Uhland während seines ganzen Lebens der größern Öffentlichkeit nur als Dyrker und Politiker bekannt war, und uns erst sein Nachlaß mit seinen klassischen Studien über die ältere deutsche Litteratur und über Volkspoese bekannt machte, so war sein langjähriger Freund Vischer minder verschlossen. Schon die ununterbrochene akademische Lehrthätigkeit brachte vielen Vischers Persönlichkeit nahe; neben seinen Forschungen liefen stets journalistische, wie man weiß, häufig Aufsehen erregende Arbeiten her, und in seinen Schriften war er so individuell, so offenherzig, daß nichts wesentliches von seinen Gesinnungen, Neigungen und Abneigungen verborgen geblieben ist. Hat er es doch kaum verbergen können, daß er in die Schrullen seines „Auch Einer“ ein gutes Teil eigner, humoristisch angeschauter Schwächen hineingebichtet hat. Immerhin aber erscheint auch der subjektivste und offenherzigste der Schriftsteller vor der Öffentlichkeit mit einigem Zwange, im Sonntagskleide, akademisch vornehm bemüht, recht unpersonlich zu scheinen. Im Hausrock hingegen, ganz ungebunden von öffentlichen Rücksichten zeigen ihn seine Privatbriefe, die er an die Familie und an Freunde gerichtet hat. Was für ein Schatz ist uns Lessings Briefwechsel!

wie gemüthlich näher tritt uns Schiller in seinen Briefen! und welchen Wert vollends haben für uns Goethes Jugendbriefe gewonnen! Darum heißen wir auch eine schöne Reihe Freundesbriefe Vischers, die ihr Empfänger Julius Ernst von Günthert, ein Landsmann des Verstorbenen, herausgegeben hat, aufs wärmste willkommen.*)

Musterhaft kann man die Ausgabe allerdings nicht nennen und das ist zu bedauern, wenn man auch dem Herausgeber nicht gern einen Vorwurf daraus machen wird. Vischer war nicht darnach angethan, mit Männern, die ihm gleichgiltig waren, schöngeistige Briefe zu wechseln, das Briefeschreiben war ihm vielmehr eine schwere Last bei seiner ohnedies stark von Berufspflichten und literarischen Arbeiten in Anspruch genommenen Zeit. Wenn er sich dennoch ein Jahrzehnt lang (1861—1871) an einen und denselben Mann fleißig in Briefform mittheilte, so mußten es starke Bande sein, die ihn an den Freund fesselten. Die Bekanntschaft Güntherts, der als Hauptmann in der Festung Ulm in Garnison stand, hatte Vischer zufälligerweise im Theater von Ulm, bei einer Vorstellung des Trauerspiels „Montrose“ von Laube, im Frühjahr 1861 gemacht. Sie saßen zusammen in derselben Loge. Im Zwischenakt machte der Hauptmann eine Bemerkung über das Stück, Vischer fand sich davon so angeregt, daß er in seiner geistreichen Weise sich des weitern über die Dichtung und die Kunst im allgemeinen erging. Günthert gefiel ihm, er nahm die Einladung, ihn zu besuchen an, und seitdem entspann sich ein schriftlicher und persönlicher Verkehr zwischen Zürich, wo Vischer damals Professor war, und Ulm.

Gleich aus dem zweiten Briefe ersieht man, was beide vereinigte. Am 4. Januar 1862 schreibt Vischer aus Zürich: „Ihre freundlichen Zeilen sind mir in die winterliche Stube unter die Bücher, zwischen denen ich begraben sitze, wie ein Blumenblatt hereingefallen; ein Neujahrgruß, woher man ihn nicht erwartete, von einer Seite, wo uns eine geistige Berührung durch geschriebenes Wort mehr Liebe gewann, als wir wußten, thut so recht besonders wohl, und ich erwidere ihn mit herzlichem Dank und Händedruck. Gleich starkes Gefühl für Kräftigung und Ehre unsers Vaterlandes, von Ihnen in poetischer, von Thatendrang glühender Form ausgesprochen, hat uns zusammengeführt; ein Band, das aus so starkem Stoffe besteht, ist wohl danach beschaffen, Männer dauernd zu vereinen.“ Also Politik und Poesie, insbesondere die still, aber mit Begeisterung gehegte deutsche Einheitsidee führte die beiden Männer zusammen, die Freunde bis zum Abgang des ältern von ihnen geblieben sind. Jedenfalls muß Günthert ein ausgezeichnete Mensch gewesen sein, wenn er Vischer in langen Jahren so fesseln und zu den vertraulichsten Mittheilungen aller Art veranlassen konnte. Bezeichnend für die Wärme seines

*) Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Allen Freunden gewidmet von Julius Ernst von Günthert. Stuttgart, Bong, 1889.

Gefühls für Günthert ist, daß er ihm aus Zürich, am 2. November 1863, eine auf dem historischen Friedhof von S. Lucia gepflückte Rose schickte. Ebenso brachte er ihm 1872 aus Italien ein am Grabe Tassos gepflücktes Epheublatt mit. „Meine Freude war, daß er auch an jener halbmythischen Stelle meiner dachte,“ fügt Günthert hinzu. Mehr vielleicht, als künstlerisch geboten war, hat sich der Herausgeber dieser Briefe selbst in den Hintergrund geschoben; denn um einen Briefwechsel richtig würdigen zu können, muß man beide Korrespondenten klar vor Augen haben. Wir erfahren nur mittelbar etwas von Güntherts Thätigkeit und Lebensumständen. In seiner stillen Garnison betrieb er fleißig philosophische und poetische Studien, bei denen ihm Vischer mit Kritik und Rat behilflich war. Zu Beginn der Bekanntschaft war der Hauptmann Günthert schon Familienvater, es traf sich, daß Vischer Pate seines bald darauf gebornen Sohnes wurde, der nach dem großen Freunde auf den Namen Fritz getauft wurde. Dadurch wurde der Verkehr zwischen Ulm und Zürich noch vertrauter, es kam ein familiärer Zug hinein. Wir können uns von der Erscheinung Güntherts durch einige Zeilen Vischers eine Vorstellung machen, die den Empfang seiner Photographie beantworten. Anfangs Januar 1866 schreibt Vischer aus Zürich: „Vorigen Sonntag morgens, unmittelbar ehe ich nach Basel abreiste, erhielt ich Ihre Zusendung, das Bild mit den reingefühlten Versen. Es gehörte dies unter die Freuden, welche mir die Feiertage verschönerten. Ich darf im Plural reden, weil ich ein paar angenehme Tage in Basel zubrachte. Ihr Bild ist sehr gut, selten gelingt eine Photographie so; ein kompakter, fixer, braver Soldat und lebendiger, Zutrauen erweckender Mensch sieht einen aus diesem Bilde an . . . —“

Indem wir diese Punkte und diesen Gedankenstrich genau dem Texte des Buches nachzeichnen, stoßen wir auf die fatale Seite desselben. Man findet nämlich diese unangenehmen Punkte in den abgedruckten Briefen Vischers sehr oft; sie bedeuten immer eine Auslassung, eine rücksichtsvolle Streichung Güntherts. Vischer gab sich in seinen Briefen mit echt schwäbischer Urwüchsigkeit und Derbheit, mit Rabelaischer Leidenschaft im Ausdrucke. Hier zu dämpfen, zarte Mädchenseelen vor nicht salonfähiger Sprache, vor Wendungen aus der Kneipe zu bewahren, dort auch vielleicht lebende Personen zu schonen, ließ sich der Herausgeber nur allzusehr angelegen sein. Oft errät man aus den beibehaltenen Anfangsbuchstaben, wer gemeint ist, so wenn Vischer einmal von einer „Zusammenfäblung C.s“ spricht; da erinnert man sich an den köstlichen kritischen Gang gegen den „Sonntagsnachmittagsprediger für alte Weiber.“ Oder wenn es heißt: „A.s Figuren erscheinen mir doch in besserem Lichte, dagegen fürchte ich, seine Pikanterie nach geistreichen diota, diese Geistreiterci = Schrauberei = Spiegelei nicht scharf genug [in dem für die Augsburger Allgemeine Zeitung geschriebenen Artikel, von dem vorher die Rede war] gepackt zu haben. Persönlich ist er gutmütig, aber auch eitel, aufopfernd,

liebenswert, freundschaftswürdig, aber auch daran schlegend, von dem „einander Liebhabern“ mit schmöklicher Fettigkeit gern redend, bei Vornehmen sich gern bewirten und verehren lassend“ (Zürich 11. Februar 1866) — so weiß man, daß Berthold Auerbach mit dem A. gemeint ist, umso sicherer, als ja kurz zuvor die Mitteilung, daß Vischer sich mit einer Kritik des Auerbachschen Romans „Auf der Höhe“ beschäftige, ohne Kürzung des Namens gedruckt worden war. Warum also hier die Kürzung? Warum ferner die durch den Punkt zwischen „auch“ und „eitel“ ange deutete Weglassung eines Wortes? Wer hat das Recht, einen Text Vischers zu hofmeistern? Ebenso wird der Name Nümelins, dessen „Shakespearestudien eines Realisten“ Vischer sehr beschäftigen, da er ja darin ein (freilich nicht ganz ebenbürtiges) Seitenstück zu seiner ebenfalls eine feststehende Autorität angreifenden Kritik des zweiten Teiles des „Faust“ fand, immer unterdrückt und durch ein X— ersetzt. Wozu diese Rätselaufgaben? Und wenn schon Günthert hier ohne ernste Begründung, da ja Vischers Gesinnung aller Welt kund ist, kürzt, streicht, wegläßt, nur andeutet, Worte, halbe Sätze oder ganze Abschnitte, welches Vertrauen kann man weiter auf seine übrige Redaktion haben? Muß man nicht befürchten, daß er auch sonst etwas kleinmütig und ängstlich verfahren sei? Das ist es, was man an dieser Ausgabe der Briefe Vischers zu bedauern hat. Hat man sich einmal zu einer solchen entschlossen, so hätte man es ohne Rückhalt thun sollen. Man ist heutzutage doch wahrlich daran gewöhnt, den Text eines Schriftstellers vom Range Vischers zu respektiren; man hat ferner ein viel zu lebhaftes Gefühl für das realistische Porträt, um sich selbst durch Flecken im Bilde nicht die Liebe zu ihm stören zu lassen; und es gehört zu der Individualität Vischers, Meister des Wortes zu sein, auch wenn es nicht parfümirt ist. Dieser sein Charakter wurde durch Güntherts zu weit getriebene Behutsamkeit einigermaßen verwischt. Nur vorläufig nehmen wir daher mit dieser Ausgabe der Briefe Vischers vorlieb und hoffen, daß wir später noch eine vollständigere, nicht in usum delphini hergerichtete erleben werden.

Das Jahrzehnt, worin diese Briefe geschrieben wurden, ist jedenfalls eines der bewegtesten unsers ereignisreichen Jahrhunderts. 1861 stand Napoleon III. auf der Höhe seiner Macht, er beherrschte zum Schmerze aller deutschen Patrioten die europäische Politik. Man weiß, daß der alte Schwabe und Demokrat von Haus aus kein Freund Preußens war. Einmal spricht er die Befürchtung aus, daß es von Frankreich ins Schlepptau gezogen werde, wie Osterreich, erkennt aber bald seinen Irrtum. Über Napoleon äußert er im März 1865: „Sie stecken wohl auch schon im Leben Cäsars? Doch naiv von dem Manne der Klugheit, seinen Glauben an die Mission der Kronenräuber und angeblichen Volksbeglückter so offen in einem tendenziösen Geschichtswerk niederzulegen und ihn und sich so der Kritik zu exponiren?“ Am 9. September 1870, nach Sedan, schreibt er über ihn: „Napoleon ist von Anfang an kein

anständiger Mensch gewesen. Es geschah ihm überflüssig Ehre, wenn man ihn nicht standrechtlich behandelte, oder vielmehr (da er sich ergeben hat) ihn bei mäßiger Kost einsperrte. . . —“ Das ganze Jahrzehnt hindurch gab es Kriege in Europa, oder man steckte in Kriegsbesürchtungen. Zuerst erschütterte die schleswig-holsteinische Frage den Frieden, dann der Krieg von 1866, und endlich der große Krieg des Jahres 1870, der die deutsche Einheit gebar. Vischer nahm an allen diesen Vorgängen den lebhaftesten Anteil; er schrieb Zeitungsartikel, Broschüren, die freilich bald von den Ereignissen überholt wurden. Vor dem Kriege gegen Dänemark schreibt er am 14. August 1863: „Ich kann von dem Laster des politischen Schriftstellers nicht lassen; so wird dem Artikel in der Allg. Ztg. gegen die Schwäzer in Lachaux de Fonds mit nächstem eine Broschüre folgen, die unsre zwei Parteien, kleindeutsch und großdeutsch, zu einem Kompromiß auf: Parlament mit verbesserter föderativer Zentralgewalt zu bestimmen sucht.“ Am 23. August: „Das Reformprojekt hat mich weniger herabgestimmt als Sie. Eine einheitliche Spitze ist jetzt rein unmöglich, wir müssen uns mit der föderativen noch begnügen. Die Einheit muß im Volkswillen, d. h. im Parlament liegen. Dahin müssen wir den moralischen Druck legen.“ Günthert, der Soldat, trat hingegen für einen die Militärgewalt vereinigenden Kaiser an der Spitze der Nation ein. In dieser Zeit seines Aufenthaltes in der Schweiz ärgerte sich Vischer nicht wenig über den Mangel an Nationalgefühl bei den Deutschen. Am 2. November 1863 erzählte er eine Szene, die vielleicht die Anregung zu der bekannten Stelle in dem Romane „Martin Salander“ seines Freundes Gottfried Keller gegeben hat, in der ein deutscher Handwerker sich über seine eigne Nation verächtlich äußert und derb zurechtgewiesen wird. Er schreibt: „Von der Ehrlosigkeit der Deutschen, der Selbstwegwerfung vor den Schweizern mache ich immer neue Erfahrungen. Erst vor einigen Tagen schimpfte vor mir ein ganz anständiger Kaufmann auf Preußen, daß es noch nicht revolutionire, und sagte zu einem Schweizer: ja, wenn wir nur einige 100 Schweizer drüben hätten, da ging's anders. Ich konnte dazu nicht schweigen, aber was hilft es, wenn man den einzelnen zurechtweist? Was seit 200 Jahren über unser Volk ergangen ist, hat doch eine arge Gesinnungslosigkeit hervorgebracht; es kommt mir oft vor wie die Juden.“ Dann aber, als die deutsche Einheit in blutigen Kriegen geschmiedet wird, ist ihm dieses deutsche Volk noch immer nicht lebhaft genug. Am Vorabend des Krieges von 1866 schreibt er aus Zürich: „Den grauenhaften Krieg, der uns droht, würde ich nicht beklagen, wenn der deutsche Michel —. Jetzt fängt er an, unter Gähnen sich an der Stirn zu reiben. Die ganze Zeit her, da seit manchem Monat ein Volk, das Feuer im Leib hat, mit Stachelsporen hinter seinen Regierungen gewesen wäre, schließ es den zähen Schlaf der Kröte, die in einen Stein eingeschlossen in Starrsucht Jahrhunderte leben kann. Ein Kind konnte längst sehen, was uns droht. Der Michel kartelte, fr—, f—, tanzte und glogte den,

der ein Wort von politischem Interesse sprach, mit Kreinblicken an, »Stupidität« ist der Ausdruck, den die gegen Deutschland sonst billigte Schweizerzeitung, der »Bund« dafür braucht. Lateinisch torpor. Bankerutte, Verzweiflung, Hungersnot müssen kommen, ihn in Bewegung zu bringen.. — Die Siege Preußens verstimmten den alten Republikaner tief; er wollte sich nicht mehr mit der Politik beschäftigen. So schrieb er am 18. Juni 1867 aus Tübingen: „Eigentlich aber könnt' ich nur erwarren, wenn wieder ein Freiheitshauch käme. Ich werde ihn nicht erleben. Unserer kann mit der Politik bloß thun, so lange moralische Faktoren wirken; in einer Zeit, wo alle Politik in Staatsraison aufgeht, kann er bloß bitter schweigend zusehen.“ Vischer war verstimmt gegen Bismarck, weil dieser Napoleon in der Luxemburger Frage nachgab; die folgenden Jahre aber stimmten ihn um. Am 9. September 1870 schreibt er aus Baden=Baden: „Sie wissen, daß ich kein • Demokrat bin; ich hätte den giftigen Kanakillen eine Kugel vor die Stirne jagen können, als sie bei Beginn des Krieges gegen Preußen statt gegen Frankreich schürten.“ Und hell lodert seine Begeisterung auf, als sich der durch lange Jahre aufgehäuften Haß Napoleons in dem Kriege von 1870 Luft macht. Schon am 1. Januar 1868 hatte er dem Freunde geschrieben: „Und nun Profit neu Jahr! Es bringe Ihnen gute, inhaltvolle, ruhig fließende Tage! Wenn es nicht anders sein kann — und mir will es so scheinen — der Nation den Krieg, der ja doch einmal kommen muß! Nun und dann bei allen Göttern: recht ausreichende Wix für die Franzosen!“ Als der Krieg, der lange vorhergesehene, ausbrach, da wollte der dreiundsechzigjährige Vischer allen Ernstes selbst mit ins Feld ziehen: „Das Kriegsministerium soll nun doch seinen Konsens zu einem normal militärischen Freikorps gegeben haben. Ich will zusehen, ob es nicht nach Soldatenspielererei aussieht, ob es nach Wahrscheinlichkeit wirklich auch zu thun bekommt. Dann will ich an die Versicherungsbank, worin ich auf — eingezeichnet bin, schreiben, ob ich alles verlieren, wenn ich ins Feld gehe. Es zuckt in mir, dies zu thun. Am Ende wär' es auch die beste Badekur gegen den Katarrh,“ fügt er humoristisch in seiner „Auch Einer“-Weise hinzu. Aber am 18. August 1870 meldet er: „Mir hat das Schicksal jeden Gedanken, mitzuthun, mit einem festen Knopf, einem Übel untersehnürt, das ihm — diesem Dämon, der mir das Komische tragisch in den Weg wirft — ganz gleich sieht: ich könnte keine Stunde marschiren vor einem Hühnerauge, das jeder Behandlung spottet.“ Er war aber doch in Frankreich, um die Schlachtfelder zu betrachten; sein eigener Sohn stand ja im Felde. Die Notwendigkeit, die Einheit Deutschlands mit allen Opfern aus diesem Kriege zu gewinnen, erkannte Vischer gleich; er spricht darüber sich merkwürdig und seinen ganzen politischen Charakter zusammenfassend in einem Briefe vom 2. November 1870 aus: „Gestern erscheint eine Deputation aus Baihingen: sie wollen mich zum Abgeordneten, um endlich den Hopf wegzubringen. Ich kann nicht. Es ist eine Pflichtenkollision. Meine Pflichten gegen Amt und

Litteratur sind doch wichtiger. Die Leute drängen sehr, haben Bedenkzeit bis Sonntag geboten, ich muß aber ablehnen. Ich verstehe auch das Einzelne in Verfassungsfragen zu wenig. Ich kann aber doch wohl durch meine Feder mehr wirken, als in einer Kammer. Auch wird es so kommen: angenommen, unsre Regierung sei zu den nötigen Opfern bereit, so ist der Nordbund, d. h. Preußen, nicht zu den nötigen Freiheitskonzessionen, namentlich nicht zum Nachgeben im ungeheuern Militärbudget, in der dreijährigen Dienstzeit bereit. Wir müssen es versuchen, darin etwas zu erreichen, und wir werden jetzt nichts erreichen. Aber wir müssen doch in den Nordbund, es darf absolut der Moment nicht versäumt werden. Das ist aber nun eine Stellung für einen Abgeordneten, zu der ich nicht recht taue. Man kann für den Satz: »wir müssen beitreten, obwohl wir in den innern Verfassungsfragen schwere Opfer bringen« eine durchdachte politisch-wohlerwogene, dialektische Rede halten — aber solche Rede kann ich nicht halten.“

Jeder Freund der Litteratur wird Vischers Entschluß preisen, der ihm die Muße ließ, einige seiner wertvollsten Schriften noch gerade im letzten Jahrzehnt seines Lebens zu veröffentlichen.

Im Jahre 1861, als der Briefwechsel mit Günthert begann, lebte Vischer in Zürich, ohne Familie, als Junggeselle. Aus den Briefen sehen wir, daß er sich sehr übel in Zürich befand. Fortwährend hat er mit Katarrhen, Erkältungen, Rheumatismen zu kämpfen, er klagt über das schlechte Essen, das schlechte Bier, die schlechte Wohnung. Aus Zürich muß er um jeden Preis wegkommen, denn sonst geht er physisch dort zu Grunde, er fürchtet am Magenkrebs oder gar an der Wassersucht zu sterben. Endlich ergehen im Jahre 1864 Anfragen aus Stuttgart an ihn, ob er die erledigte Professur für Kunstgeschichte am Polytechnikum übernehmen möchte. Vischer zögert, trotz seiner Sehnsucht, aus Zürich wegzukommen, er fühlt sich doch mehr als Philosoph und Litteraturhistoriker tüchtig, die Kollegenhefte für die Kunstgeschichte hat er nicht ausgearbeitet — inzwischen wird ein anderer, gleichfalls aus Zürich berufener Gelehrter L. angestellt. Vischer ist von dieser Behandlungsweise nicht eben erbaut. Die Professoren des Stuttgarter Polytechnikums haben korporativ für ihn beim Minister gestimmt, ohne Erfolg. Dafür bot ihm das Ministerium die Kanzel für Litteraturgeschichte in Tübingen an: er konnte sich nicht gleich entschließen, denn Tübingen war ihm, gegen Zürich gehalten, ein unerträgliches Dorf. Vischers Klagen über das Züricher Leben steigern sich immer mehr; so oft er nur kann, eilt er nach Ulm oder München oder an die Nordsee oder nach Stalien, um sich zu erholen. Anfang Januar 1866 kann er melden, daß man ihm durch die Vermittlung Auerbachs die Professur für Kunstgeschichte in Karlsruhe angeboten habe. Aber er lehnte ab. „Übersehen Sie nun meine Lage: in Karlsruhe eine willkommene Stätte und ein Amt, das nicht für mich paßt; in Tübingen ein Amt, das mit meinen Studien übereinstimmt, und ein Aufenthalt, dessen tödtliches Einerlei einem Kloster gleicht; in Zürich das Amt

ebenfalls entsprechend, aber keine menschliche Existenz und heillofes Kreuz um eine Wohnung." Denn gerade in dieser Zeit, als er nicht wußte, wie lange er noch in Zürich werde bleiben können, hat im der böse Dämon in Gestalt seines Hausherrn den Streich gespielt, ihm die Wohnung zu kündigen; wie konnte er sich bei der Unsicherheit seiner Stellung auf die kostspielige Mieta einer neuen, bequemen Wohnung in Zürich einlassen? Gegen Tübingen wehrte er sich auch später noch, nachdem er die Professur dort, von der Not gedrängt, unter der Bedingung angenommen hatte, abwechselnd in Stuttgart am Polytechnikum und in Tübingen an der Universität zu lesen. Das Hin- und Herreisen wurde aber eine Qual, raubte sehr viel Zeit und hinderte am Schaffen. Vischer setzte alle Hebel in Bewegung, die Verlegung der Tübinger Universität in die königliche Hauptstadt durchzusetzen; dem Kriegsminister machte er den Vorschlag, eine Kaserne aus dem Gebäude der Tübinger Hochschule zu machen, dem Kultusminister setzte er die wissenschaftlichen Vorteile der Übersiedelung der Kliniken auseinander — alles vergeblich. „Eine merkwürdige, irrationale Rechnung ist mein Leben: der Wirkungskreis sehr schön, namentlich auch der in Stuttgart, — und daneben nicht etwa ein untergeordnetes Übel, eine zu verschmerzende Unbequemlichkeit, sondern eine Unmöglichkeit. Ich kann mich nicht resigniren, Tübingen zu ertragen, kann es nicht wollen. Um keinen Preis hier absterben!“ Vischer erreichte schließlich die Erlaubnis, ein Semester (im Sommer) in Tübingen, das andre, das Wintersemester, in Stuttgart zu lesen. Aber lange Zeit dauerte diese Ruhe auch nicht; kurz darauf, im Juni 1868, wurde er der gewissenhafte, lange überlegende, schwer entschlossene, einer neuen Versuchung, sich noch bequemer einzurichten, durch einen Ruf nach München ausgesetzt. Dieser Ruf verursachte ihm vieles Kopfzerbrechen. Am 22. Juni 1868 schreibt er: „Ich bin in einer unendlich schweren Kollision —:

1. München — pro.

Kunstschätze, Atelier, Künstlerumgang, großes, tragendes, den Geist in seiner Richtung nährendes Element.

Wirken auf zwei Anstalten. Denn obwohl nur ans Polytechnikum berufen, doch das Hören der Studenten uneingeschränkt. —

Mit prächtigen Pensionsverhältnissen.

Physisches Leben (die schärfere Luft, gesundes Getränke zc.) mir zuträglicher.

2. Contra oder pro bleiben [in Tübingen nämlich] —:

Pietät gegen das engere Vaterland, die liebevolle Aufnahme.

Schön begonnener Wirkungskreis.

Gebildete Menschen, bildsame Jugend.

Wiegt Nr. 2 durch sein moralisches Gewicht alle Punkte unter Nr. 1 auf? Ja?“*)

*) Man hat oft auf die (trotz Hegel) überraschende Verwandtschaft der Naturen „Auch Einer“ = Vischers und Schopenhauers hingewiesen. Als Schopenhauer einen ständigen Wohn-

Mit diesen Erwägungen war Vischer aber noch lange nicht fertig; einer der mitwirkenden Beweggründe war auch die Aussicht, beim jungen König Ludwig II. ein Gegengewicht gegen den Einfluß Richard Wagners bilden zu können. Es ist nicht abzusehen, wie anders sich vieles in Kunst und Litteratur würde gestaltet haben, wenn Vischer die Berufung nach München angenommen hätte. Bis in den Dezember des Jahres zogen sich die Verhandlungen hin. Da endlich schreibt er: „Soll ich Ihnen sagen, wie endlich der Entschluß des Bleibens zur Welt kam — ich weiß es kaum mehr. Ich spürte eben, daß zwei Haken in der Seele waren, von denen der Entschluß, zu gehen, gepackt war und nicht los wollte: Gewissen — religio — Pietät — wie wollen wir den einen nennen? Bekanntes, befreundetes Element heißt der andre. Mündlich kann ichs vielleicht deutlicher machen. Ich bin zufrieden mit meinem Entschluß. Unter den aufrichtigen Gratulanten ist namentlich Strauß.“

Vischer blieb also dauernd in Stuttgart, der Minister hatte ihm auch erspart, immer zwischen den zwei Hochschulen auf der Reise sein zu müssen. Dort hatte er bis in die Mitte der siebziger Jahre seinen Kreis alter, geliebter Freunde: Mörike, Motter, im Kriegsjahre war auch Günthert hinzugekommen, der endlich von Ulm nach Stuttgart versetzt worden war, während die Jugendfreundschaft mit Strauß durch dessen Buch „Der alte und der neue Glaube“, dem Vischer nicht zustimmen konnte, bald in die Brüche ging. Denn Vischer ist nicht wie Strauß Darwinist und Materialist geworden, sondern blieb bis an sein Lebensende ein philosophischer Idealist, den „idealistischen Monismus“ hielt er schließlich für die Folgerung der Philosophie seit Kant. Günthert teilt die merkwürdige letzte Begegnung Vischers mit Strauß mit. Es war im Jahre 1873; Strauß war todkrank aus Karlsbad zurückgekehrt. „Vischer war lange Zeit im Streit mit sich, ob er Strauß besuchen solle, ob nicht. Ich sprach ihm lebhaft zu, den alten Freund nochmals zu sehen, zu sprechen — er sei sterbend — ihm aber werde es eine Genugthuung für das ganze Leben sein. Vischer entschloß sich endlich dazu. Er wird kalt von Strauß empfangen, und als er die Rede auf das Buch bringt, kurz mit dem Bescheid abgefertigt, daß Strauß die Diskussion darüber als abgeschlossen betrachte. Vischer wahrt seinen Standpunkt; Strauß werde das Manuskript gelesen haben? Dieser verneint es. »Auch nicht den Brief?« Strauß schüttelt den Kopf. Tief verletzt entfernt sich Vischer. »Nicht einmal den Brief hat er geöffnet!« klagte er mir schmerzlich. »Er ist eiskalt, glüht nur für den Ruhm! Und wir waren so innig verbunden wie Menächmen!« Der Bruch war vorhanden — der Tod, der Allverföhner, verföhnte auch hier!“

In Stuttgart war Vischers Zeit am meisten von der Arbeit für seine Vor-

sitz suchte und zwischen Mannheim und Frankfurt a. M. schwankte, stellte er in ganz ähnlicher Weise schematisch die Vorzüge und Nachteile beider Wohnsitze einander gegenüber. Vergl. Gwinner, Schopenhauers Leben, 2. Ausgabe, 1878, S. 391.

lesungen in Anspruch genommen. Von jeher, auch in Zürich, pflegte er seine Kollegienhefte mit großer Sorgfalt auszuarbeiten, aber niemals hat er sie in eine bleibende Gestalt bringen können, immer hatte er neues anzusetzen, immer sah er von neuem die Quellen durch und studirte fortlaufend die gelehrten Werke darüber. Er nahm seine Vorlesungen sehr ernst; nur den Honig von seinen Studien gab er den Hörern, was ihn zwei Stunden kostete, war in zehn Minuten gesprochen. Es ist auch bekannt, daß Vischers Vorlesungen ein großes Publikum heranzogen, seine Zuhörer waren nicht bloß Studenten, sondern auch Herren und Damen aus den besten Stuttgarter Kreisen, und je mehr er Hörer hatte, desto peinlicher nahm er es mit seiner Vorarbeit. Günthert schildert ihn einige Male in seiner fesselnden, aber auch leicht erregten und gestörten Art, zu sprechen. Ein dummes Gesicht im Zuhörerraum, eine zu spät kommende Dame, die knarrend die Thür öffnete, konnten ihn so verstimmen, daß er die Vorlesung unterbrach. Was Vischer in seinen Vorlesungen anstrebte, spricht er öfter aus. Hier eine Äußerung vom 15. März 1867: „Der Kl—ele hat meinen Tübinger Vortrag in der Merkuranzeige recht veranmmergelt. Auch über den Stuttgarter hat niemand gesagt, um was einzig es sich handelt. Ich will nicht, will mindestens nicht unbedingt gelobt sein, aber ich durfte erwarten, daß man den Maßstab erkenne und nenne, den ich selbst lege. Ob ich ihm genüge, ist eine andre Frage. Dieser Maßstab ist die Forderung, eine solche Stunde zu benutzen, um den Menschen Bilder des Großen in die Seele zu führen, ihnen Schwung, tonus zu geben. Um das zu machen, muß man die eigne Seele ganz daran geben, mit dem innersten Leben dabei sein. Da gleichzeitig Aufgabe ist, sich den Gegenstand ganz objektiv zu halten, so handelt es sich um etwas sehr Schweres: ganz subjektiv und ganz objektiv zu sein, und ich bin der Letzte, der meint, die große Aufgabe gelöst zu haben. Aber meinen Willen sollten die Kerle begreifen, erkennen, daß ich straff mit meinem Innersten bei der Sache bin und ins Große strebe. Da sprechen die Käsegeelen.. von »künstlerlicher Detailmalerei«, und der Kl—ele verwandelt mir meinen Wein in eine altbackene Laugenprezel. Sie ahnen nicht, was Pathos ist, weil sie keines haben.“ Günthert bemerkt mit Recht: „Auf Vischers Kolleg waren die Worte des Faust anzuwenden: Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, Wenn es nicht aus der Seele dringt u.“

Anzunehmen, daß diese Arbeit an den Kollegienheften Vischer an der Umarbeitung seiner Ästhetik gehindert habe, wäre aber doch sehr verfehlt. Vielmehr verfolgt ihn der Gedanke an sie die ganze Zeit hindurch vom Beginn des Briefwechsels an. Am 2. Mai 1863 schreibt er: „Meine Arbeit würde diesen Sommer die Vorstudien für die neue Ausgabe der Ästhetik sein; nichts Angenehmes, denn es gilt, mehrere dicke Bücher zu lesen, die höchst ermüdenden Inhalts sind und doch durchgearbeitet sein wollen. Mein Hauptaugenmerk muß sein, die Frage über das Verhältnis von Form und Inhalt im Schönen

genauer zu nehmen, als in der ersten Ausgabe: ein feiner, heikler Punkt, ein Eimer voll Wasser, der behutsam getragen sein will, damit man nichts verschütte. Im Schönen soll kein Stoffinteresse walten und doch kein bloßes Forminteresse: man soll warm sein für den Inhalt und doch ohne Tendenz, Begehren oder Verabscheuen rein harmonisch gestimmt — hier liegt der Haß im Pfeffer.“ Am 8. Juni 1864 klagt er: „Jetzt heißt: arbeiten . . . Wenn ich nur nicht so verdammt ungern an die Umarbeitung der Ästhetik ginge! Ich habe halt nicht Licht genug, ich weiß halt nicht recht: was? Was ist das Wahre?“ Ein Jahr später, am 5. August 1865, ist er noch immer nicht vorwärts gerückt. „Ich habe in Wahrheit nie eine Arbeit so ungern gemacht. Ich drehe mich — und gar nicht erst seitdem ich diesen Aufsatz („Kritik meiner Ästhetik“?) schreibe — mit einem wahren Achzen der Denkmühlräder um einen Punkt, in welchem ich nicht zu voller Klarheit gelange. Mein Buch schrieb ich mit Selbstvertrauen, bald nachher kam es ins Wackeln und wackelt noch. Ich muß aber schreiben, die Kerle sind wie Spitzhunde hinter mir her, ich muß einmal ausschlagen. Weiß ich nichts rechtes, so muß ich mindestens zeigen, daß meine Gegner nichts besseres wissen.“ Aber noch sechs Jahre später ist er nicht fertig, denn am 21. April 1871 schreibt er: „Daneben lese ich Ästhetik, und in meinem Manuskript, etwa dem 10., genügt mir wieder nichts; das Schöne ist ein furchtbar schwerer Begriff; er baut sich aus einer ganzen Reihe von Begriffen zusammen, und ob man ihn zur Klarheit bringt, dies hängt namentlich davon ab, daß diese Reihe in die rechte Ordnung gestellt wird. Hier aber gerate ich jedesmal in ein logisches Chaos, daß mir schwindelt; setze ich einen dieser integrierenden Begriffe an diese Stelle, so bricht mir eine Nacht an jener u. s. w. Dabei steht das Buch, die neue Ausgabe, wie ein Gespenst vor mir; ich soll es machen, und mir fehlt die ganze Naivität des Vertrauens, worin ich die erste Ausgabe schrieb; ich traue mir nicht zu, es recht zu wissen — ohne alle falsche Bescheidenheit und falschen Respekt vor den Herren Ästhetikern, die es besser wissen wollen.“ Es liegt ein Stück Gelehrtentragik in diesen Briefstellen, die keines Kommentars bedarf.

Zum Schluß möchten wir noch auf eine andre, mehr heitere Thatsache hinweisen, welche durch diese Vischer'schen Briefe und Güntherts Mittheilungen außer Zweifel gestellt wird. Es ist bekannt, daß Vischer lange nicht zugeben wollte, daß er sich selbst in dem Helden seiner „Reisebekanntschaft,“ wie er den Roman „Auch Einer“ nannte, ziemlich naturgetreu geschildert habe. Aber für die Kenner dieses köstlichen Buches werden schon die oben erwähnten Leiden Vischer's unter Katarren und Rheumatismen Beziehungen zwischen Dichter und Helden hergestellt haben. Auch die demokratische Gesinnung, der Haß gegen alle Ordensverleihungen, die Flucht vor dem Verkehr mit Persönlichkeiten des Hofes ist echt Vischerisch, und Günthert weist jedesmal heiter auf „Auch Einer“ hin. Umgekehrt klingt folgende Schilderung Güntherts von dem

Benehmen Wischers beim Einpacken in Ulm ganz so, als wäre sie dem Roman entnommen: „Beim Abschied (Juni 1866) leistete ich dem Freunde Beistand beim Packen seiner mannigfachen Gegenstände, die er sämtlich auf Sofa, Tisch und Stühle ausgekrant hatte — doch mehr mit den Augen, wie er wünschte, als mit der Hand. Dabei war er stets eigen und possirlich. Es fehlte ein Hemd, siehe da, es war bereits eingepackt. Dort lag noch ein Schnupftuch — er hielt es schon im Koffer verwahrt. Nun rutschte ihm ein Stückchen Seife aus, das er eben in einen Streifen Zeitungspapier wickelte. Dann wird der Haftpinsel vermisst und endlich — ein Werk des Dämons, der ihn plagte — zwischen dem Tischchen und dem Spiegel über ihm eingeklemmt gefunden. Und der Kellner kommt nicht mit der Rechnung! Als ihn wiederholtes, gesteigertes Zerren am Glockenzug herbeigerufen hat und er bezahlt ist, will Wischer noch einige Worte gemüthlich sprechen und dazu eine jener kurzen österreichischen Regiezigarren rauchen, die er so sehr liebt. Da fehlt das Messerchen zum Abschneiden, welches ihn nach Griechenland und seither überall hin begleitet hat — ein teures Andenken. Es ist verlegt, verdeckt durch die »Ulmer Schnellpost«, befindet sich ganz in der Nähe, wird erst nach längerem Suchen entdeckt! All dies geschieht ihm zum Pöffen — denn die Gegenstände haben eine Seele, und all diese Seelen gehören Teufelchen, welche ihn necken, ärgern, verfolgen! Das war Wischers Gespensterglauben!“ Aber über Mörikes Geisterseherei konnte er doch lachen.

Wien.

Moriz Necker.



Der Kupferstich und die vervielfältigenden Künste der Neuzeit.

Von Adolf Rosenberg.



ie Klagen über die stetig wachsende Konkurrenz, die dem ehrwürdigen Urvater der graphischen Kunst, dem Kupferstich, von Kindern und Kindeskindern bereitet wird, ertönen immer stärker und beweglicher. Während die einen auf diese Klagen nur ein höhnisches: „Es geschieht dem alten pedantischen Herrn schon recht!“ zur Erwiderung haben, weisen die andern mit Entrüstung auf die heilige Mission des reinen Linienstichs, der allein würdig und berufen sei, die Meisterwerke der klassischen Kunst zu verdolmetschen und in völliger Harmonie mit ihrer erhabenen Einfachheit wiederzugeben. Aber den Kupferstechern ist